

man aus so manchen anderen Gründen hochschätzt" das Leben vergällen, durch eine Reihe der verschiedenartigsten wissenschaftlichen Bestrebungen für eine gedeihliche Fortsetzung der akademischen Studien in Göttingen vorbereitet. Er nimmt ernstlich Unterricht in der griechischen Sprache, welche ihm als die Grundlage aller gelehrten Kenntnisse erscheint, und beschäftigt sich eifrig mit der Technologie und Botanik, ohne sich indes schon in den Geleisen der vorurtheilslosen Wissenschaft zu bewegen. Zu Ostern 1789 trifft er nach einer kleinen Reise in dem deutschen Athen ein, vor dem ihm wie vor einem „wüsten Lande“ bangt, obwohl sein Bruder dort weilt, den er allerdings als einen „sonderbaren“ Menschen zu bezeichnen liebt. Allgemach thaut er jedoch in Göttingen auf, da die Professoren ihn vielfach anregen und seine Arbeitsfreudigkeit zu heller Lohe ansachen. Er vermisst nur den Eifer für Mathematik. Bei allem Streben nach harmonischer Bildung lebt er zumeist der Philologie, welche von Heyne gelehrt wird, der sie zu einer das gesammte Wirken und alle Erzeugnisse des classischen Alterthums erforschenden und durchdringenden Wissenschaft erhoben hat. Er arbeitet auch im philologischen Seminar, das unter Heynes Leitung steht, und die Seminaristen sind sein angenehmster und lehrreichster Umgang. Neben seiner philologischen Arbeit nehmen ihn eine botanische und mineralogische Abhandlung in Anspruch. Der Eintritt Humboldts in die Handelsakademie des Professors Büsch in Hamburg ist das Grab des Briefwechsel. Der unermüdete Fleiß, den er von da ab entsaltete, ließ alle persönlichen Beziehungen zu früheren Freunden immer mehr zurücktreten und endlich ganz erkalten.

B. M.

Juliane Déry. Die sieben mageren Kühe. Komödie. Berlin 1897. S. Fischer.

Man könnte diese Komödie eine Wiener Komödie nennen. Alles an ihr ist wienerisch. Ton und Gestalten sind wienerisch. Und überallhin blüht ein Stück Wiener Urmühsamkeit: ihre Parole heißt, sich über's Ohr haufen lassen. Der Stoff ist einfach, aber interessant. Alles in allem: eine gute Komödie!

Ad. D.

E. Karlweis: „Der kleine Mann.“ Wiener Schwank in vier Acten. Stuttgart. Verlag von Adolf Bonz & Comp. 1896.

Karlweis hat sein prächtiges Stück jetzt als Buch herausgegeben. Das soll vielleicht an die Adresse der Jury gehen, die sich nun doch endlich einmal entschließen müssen wird, den Raimundpreis zu vergeben; zwischen ihm, den „Ueberzähligen“ der Frau Langkammer und den „Gebildeten Menschen“ von Leon hat sie zu wählen, aber es kann ja auch sein, bei uns ist alles möglich, daß sie den „Bruder Martin“ vorzieht. Liest man nun die gutmüthig ironische, so wienerisch mehr frozelnende als züchtigende Komödie unseres Wiedener Aristophanes und läßt sie behaglicher wirken, als es das Tempo der Bühne erlaubt, so wird man noch manchen feinen Zug, manche graziose Wendung gewahrt. Man kann nun erst im Detail sehen, wie klug und tüchtig das heitere Werk gearbeitet ist.

S. B.

Revue der Revuen.

Die Monatschrift „Cosmopolis“ bringt in ihrem Octoberheft einen Artikel von George Moore, „Since the Elizabethans“, worin Verfasser nachzuweisen sucht, daß seit dem Zeitalter der Elizabeth die englische Romandichtung zwar in der Mannigfaltigkeit der Ausdrucksweise und in der Feinheit der Beobachtung fortgeschritten sei, aber nicht mehr von großen Ideen getragen werde. So bedeutende Schriftsteller, wie Fielding, Thackeray, Dickens, Eliot, Trollope und Stevenson, entzücken uns durch die Genauigkeit der Sittenschilderung und leisen Vorzügliches in der Wiedergabe von Thatsachen, lassen uns aber über die ersten Motive und das Seelenleben der handelnden Personen meist im Dunkeln. Shakespeare sei der letzte große Dichter angelsächsischen Stammes, dessen Helben Verkörperungen von Ideen sind. Die französischen Romandichter, wie Balzac und Flaubert, und die russischen, wie Turgenjef und Tolstoi, hingegen schildern nicht nur das äußere Leben der Menschen ihrer Zeit, sondern gewähren uns auch einen Einblick in das innerste Wesen ihrer Helben, so daß diese mit Leib und Seele in unserm Gedächtnis fortleben. An einem Vergleiche zwischen Vanity Fair und Anna Karenina wird im einzelnen dargelegt, während Tolstoi darüber hinaus die ersten Beweggründe der Handlungen aus der Tiefe des Bewußtseins hervorlockt und seine Helben vor den heiligen und traurigen Räthseln, die das Leben und der Tod uns aufgeben, in ihrem Innersten erschauern läßt. — In „Der 18. März“ schildert Theodor Fontane die Märzbewegung des Jahres 1848 in Berlin nach persönlichen Eindrücken und Erlebnissen in einfacher und eben dadurch wirkungsvoller Weise. — In „Jahrhundert's Ende vor 100 Jahren und jetzt“ kommt Max Lenig zu dem Schlusse, daß im Gegensatz zum Weltbürgerthum am Ende des vorigen Jahrhunderts, das nationale Selbstbewußtsein am Ende des jetzigen hohe sittliche Kräfte geweckt habe, die auch der Allgemeinheit zum Wohle gereichen.

Die letzten Tage brachten die erste Nummer einer neuen Halbmonatschrift, der „Wiener Rundschau“, zu deren Herausgabe sich ein Theil des jungen Oesterreich vereinigt. Ein paar der besten heimischen und fremden Namen finden sich in diesem Eröffnungsheft, so vor allem Maeterlinck und Verlaine. Hugo von Hofmannsthal erscheint mit einem längeren Gedicht, Peter Altenberg mit ein paar seiner feinen Stimmungsbilder aus „Venedig in Wien“. Felix Rappaport, der Dichter der „Schwarzen Lilien“, ist mit feierlichen, hieratisch schreitenden Versen an „Ist“ da.

„Der socialistische Akademiker“ bringt eine interessante Zusammenstellung über den Procentsatz und die äußeren Verhältnisse der Studierenden in Deutschland. Aus derselben geht hervor, daß im Jahre 1891 auf 10.000 männliche Individuen der Bevölkerung 1388 Studierende entfielen (während in Oesterreich 1632 Studenten auf 10.000 männliche Einwohner kommen); unter den Städten steht procentual Berlin mit 2000 auf 10.000 voran, durchschnittlich aber ist die Zahl der Studierenden in Süddeutschland um ein Drittel höher als in Norddeutschland. Interessant ist es auch den Erhebungen zu entnehmen, daß Württemberg und Mecklenburg die meisten evangelischen Theologen liefern. Aus den Berufsklassen, in denen schon die Väter Hoch-

schulbildung genossen — welche Kreise etwa 22 Procent aller Studierenden beistellen — rekrutieren sich vor allem die Juristen, dann die Mediciner und die Naturwissenschaftler. Von evangelischen Theologen folgten etwa 19 Procent dem Beruf des Vaters. Dagegen widerlegt die Statistik die weitverbreitete Ansicht, daß die katholischen Theologen aus dem eigentlichen Volk hervorgehen; unter 580 waren im Jahre 1891 nur 157 Bauern- und 48 Arbeiteröhne, aber Hochschulbildung hatten allerdings nur etwa vier Procent der Väter empfangen. Bezeichnend für die sociale Lage der Studierenden ist die aus der Uebersicht der Stipendien und Beneficien hervorgehende Thatsache, daß 234 Procent der Juden das Studiengeld erlassen oder gestundet wurde, während nur 138 Procent der Evangelischen diese Vergünstigung in Anspruch nahmen, ein Factum, welches wohl genügend die landläufige Anschauung widerlegt, daß der größere Procentsatz der Studierenden unter den Juden auf ihre größere Wohlhabenheit zurückzuführen sei.

In der „North American Review“ ist ein Artikel, der im Herzen jedes Bewohners der Großstadt den lebhaftesten Widerhall wecken muß. Er heißt: „Die Plage des Straßenlärms“, und schildert die unzähligen nothwendigen und überflüssigen Geräusche, von denen die Nerven des unglücklichen Großstädtlers langsam zu Tode gemartert werden. Angesichts der bedrohlichen Zunahme der Neurasthenie hält der Verfasser des Artikels, Dr. Gir dner, es für dringend geboten, an eine Abhilfe, in Gestalt eines Vereines „Zur Verhütung von Lärm“, zu denken. Aehnlich wie dem „Thierschutzverein“, sollte dieser Vereinigung, durch Unterstützung der Behörden, eine gewisse Autorität und das Recht des öffentlichen Eingreifens verliehen werden. Gewiß werde es dann in erprießlichem Zusammenwirken gelingen, die unnöthigen Belästigungen abzuschaffen und die unvermeidlichen auf ihr Minimum einzuschränken.

Im „Century“ berichtet der berühmte Egyptologe, Professor Flinders Petrie, von einem hochwichtigen Fund, den er im vergangenen Frühling bei seinen Ausgrabungen in Theben gemacht hat. Es ist eine Platte von schwarzem Syenit, die aus der Zeit 1200 v. Chr. stammt, in etwa 3000 Hieroglyphen die Geschichte des Königs Merenptah, Sohn von Rames II., erzählt und ihn unzweifelhaft als denjenigen Pharao feststellt, unter dessen Herrschaft der Auszug der Juden aus Egypten erfolgte. Bis jetzt hatte es an jedem Document hierüber gefehlt, ja selbst die Anwesenheit des Volkes Israel in Egypten war durch keine Inschrift bewiesen, und so durfte man wissenschaftlich alles bezweifeln, was die Bibel darüber erzählt. Diesen Zweifeln ist durch den kostbaren Fund des Professors auf alle Zeiten ein Ende gemacht, obwohl die Inschrift des Steines einzelnen Angaben der Bibel widerspricht, manche Punkte noch unauzgeklärt läßt und die Geschichte Israel in etwas verändertem Licht erscheinen läßt. Nebst dieser sechs Fuß hohen, fünf Fuß breiten und einen Fuß tiefen Platte, jenem Document, das uns nun, während sich inzwischen die ganze Geschichte der alten Welt, des Christenthums, des Islams und aller Religionskriege des Mittelalters abgepielt hat, von den Kämpfen der alten Juden mit ihrem Unterdrücker erzählt, hat Professor Flinders Petrie noch eine zweite Platte entdeckt, die uns das Bild des hartherzigen Pharao zeigt. Seine Physiognomie weist den reinen ägyptischen Typus auf, und es liegt viel Ernst und fühne Entschlossenheit in ihren Zügen. Der Name „Mer—en—Ptah“ bedeutet Liebling des Ptah, denn es heißt, daß dieser oberste Gott von Memphis dem Pharao seine besondere Gunst zuwendete und ihm war nend im Traume erschien, als seine Feinde ihn überfallen wollten; im Kampfe gegen den König von Sibirien stand er unsichtbar schützend an seiner Seite, so daß dieser in die Flucht geschlagen und sein Heer vernichtet wurde, während seine Weiber, seine Waffen und seine Schätze in die Hände der Egyptianer fielen.

Im Octoberheft des „Nineteenth Century“ weicht Sir Algernon West dem verstorbenen Lord Randolph Churchill warme Worte der Erinnerung. Der Verfasser war Leiter des Ministeriums des Innern zur Zeit, als Lord Churchill Schatzkanzler war. Seine mehr als primitiven finanzwissenschaftlichen Kenntnisse ließen den Lord wenig zu diesem Amte geeignet erscheinen, und seine Beamten kamen ihm darum auch mit großem Mißtrauen entgegen; aber in kürzester Frist wurden sie von dem Zauber seines Wesens bezaubert. Nebst seiner eigenen Ansicht führt Sir Algernon West das Urtheil seiner angesehensten Collegen aus jener Zeit an, die alle darin übereinstimmen, daß England nicht oft eine so begabte, brillante Persönlichkeit aufzuweisen gehabt habe. Abgesehen davon, daß er selbst ein unermüdblicher, trefflicher Arbeiter war, verstand es Lord Churchill auch seine Untergebenen zu ihrer äußersten Leistungsfähigkeit anzuspornen, und jede Kraft aufs beste auszunützen. Er war ein administratives Genie und stellte jeden an die richtige Stelle. Er bekannte sich ruhig dazu, wenn er etwas nicht verstand und ließ sich von seinem Hilfsarbeiter gern belehren. Er war absolut loyal und verlässlich, ein ehrlicher Freund und Feind. Für Gladstone besaß er ungemessene Bewunderung; er meinte öfters scherzhaft: „Gladstone wird mich lange überleben, und ich sehe schon ordentlich den schönen Nachruf, den er mir weihen und in dem er meine Beisetzung in Westminster Abbey vorschlagen wird.“ Der Verfasser meint, unter allen englischen Staatsmännern habe Lord Churchill am ehesten Fox geglichen, nur mit dem einen Unterschied, daß Fox unbedingt furchtlos war, während Lord Randolph selber gestand, daß er zwei Menschen auf der Welt fürchte: Bismarck und Gladstone.

Flatterentzhen.

Eine Ghetto-Groteske von J. Sangwill.

Deutsch von Adele Berger.
(Fortsetzung.)

II. Ein Zugvogel.

„Es schritt ein Fremder für die Thür,
Und es war windig Wetter.“
Tennyson: Die Gans.

Eines Tages, als Rachel neunzehn Jahre alt war, kam ein schöner junger Mann in die Werkstätte. Ein Placat am Fenster des Kramladens hatte ihn hergeführt, und es zeigte sich, daß er dessen